

IX.

Aus dem Regen in die Traufe.

1.

Guter Rath.

„Hei! da bring' ich was Köstliches, werthe Frau Gevatterin!“ rief Madame Heuberg, indem sie, mit einem Blatte des allgemeinen Anzeigers der Deutschen*, hastig ins Zimmer der Frau Bürgermeisterin trat. „Erlauben Sie, daß ich Ihnen vorlese, was ein gewisser Herr Aristodemus hier einrücken ließ.“

„Betrifft's den Hof?“ fragte die Bürgermeisterin, die vor langen Jahren wohlbestallte Kammerzofe einer Prinzessin gewesen war.

„Nein, liebe Frau Gevatterin,“ antwortete Madame Heuberg, „es betrifft unsere Küche.“

„Kein angenehmer Gegenstand;“ sagte die Bürgermeisterin.

„Eben deshalb wird Sie der Aufsatz freuen;“ erwiderte Jene. „Unsere Küchenherde sollen ganz in Ruhe-

* No. 322, vom 25ten November 1823.

stand versezt werden. Hören Sie nur!“ Sie begann hierauf Folgendes aus dem Anzeiger zu lesen:

„Die Spartaner hatten ihre gemeinschaftlichen Speiseanstalten.““

„Die Spartaner?“ fiel die Bürgermeisterin ein. „Was sind das für Menschen?“ Ich hörte bei Hofe kein Wort von ihnen. — Doch halt! da hab’ ich’s! Das sind vermuthlich die Leute, welche die Sparteriehüte verfertigten, die im vorigen Jahre so stark in der Residenz getragen wurden. Selbst meine Prinzessin“ —

„Trug einen!“ ergänzte Madame Heuberg geschwind und etwas verdrießlich. „Jetzt, liebste Frau Gevatterin, haben wir’s mit unserm Herrn Aristodemus zu thun. Er schreibt weiter: „Die Sache ist in ökonomischer Hinsicht nicht unwichtig. Unsere Hausfrauen mittleren Standes müssen zwei Drittheile des Tages mit Kochzubereitungen in der Küche hinbringen. Jede kocht für ihre Familie, während die Kocherei für zehn nicht mehr Mühe und nicht mehr Zeit erfordern würde. Und welche Ersparung an Holz! Wie bequem wäre es für unsere Frauen, wenn sich, besonders in unsern Städten, ganze Familien zu gemeinsamer Speisung mit einfacher, aber nahrhafter Kost vereinigten.““ —

„Der wackere Mann hat im Ganzen Recht!“ sagte die Bürgermeisterin. „Nur darin hat er Unrecht, daß er bloß von Hausfrauen mittleren Standes spricht. Ich, zum Beispiel, bin die erste und vornehmste Dame des Orts, bin hier, was die regierende Fürstin in der Residenz ist, und dennoch muß ich täglich in der Küche schalten und walten, um dem Leckermaule meines Herrn Gemahls etwas Gutes aufzutischen. Bei Hofe macht’ ich mir keinen

Finger schwarz. Die köstlichsten Speisen fielen mir gleichsam vom Himmel.“

„Ei, das weiß ich ja, Frau Gevatterin, daß Sie nicht gern einen Kochtopf anfassen;“ sagte Madame Heuberg. „Darum brachte ich die gute Botschaft, und überlasse nun Ihnen, das Ding zu überlegen und in Ausführung zu bringen.“

„Daran soll's nicht fehlen;“ antwortete die hohe Frau. „Wir wollen nur erst ein Weilchen abwarten, wie sich die Sache weiter entwickelt. Da es jetzt so viele schreibende Damen gibt, die wohl insgesammt eine gewaltige Küchenscheu haben, so wird gewiß eine oder die andere darüber laut. Lassen Sie nur Ihren lieben Mann recht aufpassen! Er sitzt als Posthalter und Brieffammler an der Quelle, und die Zeitungen gehen zuerst durch seine Hände. So kann denn in der ganzen Welt nichts geschehen, was wir nicht sogleich durch ihn erfahren sollten.“ —

2.

Öffentlicher Beifall.

Und nach sechs oder sieben Wochen kam die Frau Posthalterin abermals mit einem Blatte des Anzeigers gesprungen. „Beste Frau Gevatterin, Sie haben richtig prophezeit! Da hat eine Dame, die den seltsamen Namen Kerenhapuch Küchenhaß* führt, ein öffentliches Schreiben an den Herrn Aristodemus ergehen lassen**. Sie ertheilt seinem Vorschlage den schmeichelhaftesten Bei-

* Der Name Kerenhapuch (mit dem Tone auf der letzten Sylbe) ist hebräisch, und heißt auf deutsch: Schminkebüschen. Hiob's dritte Tochter war so genannt.

** In Nr. 8. des Anzeigers vom Jahr 1824.

fall, und dehnt ihn noch weiter aus. Auch die lieben Kinder sollen unter Aufsicht einer Magd eine spartanische Tischgesellschaft bilden. Sogar das Gesinde soll Kostgeld bekommen, um sich ebenfalls zu spartanischen Mahlzeiten vereinigen zu können. O, es ist ein ganz vortreffliches Schreiben! Ich will es Ihnen vorlesen.“

Das geschah, und beide Damen hatten von der handgreiflichen Ironie dieser Zuschrift keine Ahnung, sondern nahmen den verlarvten Spott für aufrichtiges Lob.

„Nun wohl!“ sagte die Bürgermeisterin. „Da wir eine schätzbare öffentliche Stimme auf unserer Seite haben, so können wir mit Ehren einen Versuch machen, den glücklichen Gedanken des Herrn Aristodemus auszuführen. Es versteht sich aber, daß wir nicht Crethi und Plethi zur spartanischen Tafel ziehen. Nur die Bornehmen, die bei mir Zutritt haben, sollen dieser Auszeichnung genießen. Das sind denn zuvörderst Sie und Ihr Mann, dann der Stadtrichter Mohr, der Rathsherr Samund, der Lieutenant und Steuereinnehmer Hagel, der Acciseinnehmer Zettel, der Doktor Finkler, der Advokat Fuchs und der Kaufmann Bleimann, mit ihren Frauen. Ehe wir aber den Männern ein Wort davon sagen, so will ich Euch Frauen zu einem großen Kaffee einladen, und in dieser Staatsversammlung soll berathen und entschieden werden, wie wir unsere Herren Gemahle, von welchen wir allerhand Widersprüche befürchten müssen, für die gute Sache gewinnen wollen.“

3.

Der weibliche Congress.

Am nächsten Morgen sandte die Frau Bürgermeisterin ihren Hoffourier, den Rathsdienere Schluck, in der Stadt

umher und ließ sämtliche Damen, die mit ihr die gemeinsame Tafel zu Stande bringen sollten, zu sich einladen. Sie erschienen, wie zur Aufwartung bei Hofe, in steifen Prunkkleidern, und mit allem Schmuck, den sie im Vermögen hatten, beladen. Bei dem Kaffee wurden, wie gewöhnlich, die Anarten der Diensthboten gerügt und die neuen Kleider gemustert, die sich am letzten Sonntag gezeigt hatten. Nachher aber trug die gesprächige Wirthin, bei einem Glase Wein und einer Mandeltorte, den Gegenstand vor, worüber man sich berathen wollte. Kaum hörten die Damen, daß es im Werke sey, sie aus der Küche zu erlösen, so erhoben sie ein Jubelgeschrei, stießen mit den Gläsern zusammen und riefen: „Herr Aristodemus, der Freund der Frauen, soll leben!“

„Sachte, sachte!“ sprach die Bürgermeisterin. „Wir wollen unserer Freude noch nicht ganz den Zügel schießen lassen. Es liegen ihr noch viele Steine des Anstoßes im Wege, worüber sie stolpern und stürzen kann. Mein Herr Gemahl hat zum Beispiel die Gewohnheit, sich sogleich, wenn er den letzten Bissen in den Mund geschoben hat, in seinen großen Lehnstuhl zu werfen, sein Mittagsschläfchen zu halten, und dabei so laut durch die Nase zu orgeln, wie mir bei Hofe nie vorgekommen ist.“

„Was thut das?“ sagten die Andern. „Der Lehnstuhl wird im Speisezimmer aufgestellt, und der Herr Bürgermeister schlafen und orgeln darin nach Belieben.“

„So bequem kann's mein Mann nicht haben;“ sprach die Posthalterin. „Die verdammte Briefpost geht wöchentlich drei Mal in der Mittagsstunde ab. Da wird er denn das Felleisen im Speisezimmer packen müssen.“

„Desto besser,“ riefen Einige vergnügt. „Es ist angenehm, fremde Briefe zu sehen, und allenfalls, wenn sie

locker gefaltet sind, ein wenig hineinzugucken. Manches Räthsel, worüber man sich lange den Kopf zerbrach, wird dadurch klar.“

„Meinem Manne geht's wie dem Herrn Posthalter,“ sagte Madame Zettel. „Keinen ruhigen Zug kann er aus dem Bierkrüge thun, ohne von Leuten, die etwas veraccisen wollen, gestört zu werden. Darum muß er seine Einnahme schlechterdings in den Speisesaal verlegen, und das Acciseschild während des Essens vor das Fenster hinaushängen.“

„Recht schön!“ antworteten die Frauen. „So erfährt man, wo etwas Gutes für den Schnabel angekommen ist und kann sich Abends zu Gaste bitten; denn da speisen wir doch nicht zusammen.“

„Mich bekümmert nichts als meines Mannes Nachtmüße,“ sagte Madame Jamund. „Er kann nicht anders essen, er muß sie auf dem Kopfe haben; sonst schmeckt ihm kein Bissen.“

„Pfi! diesen Nebelstand muß sich der Herr Senator abgewöhnen!“ rief die Bürgermeisterin. „Wer wird denn in ehrbarer Gesellschaft in der Nachtmüße speisen? Das thut kein Stallknecht bei Hofe.“

Die Gattin des Lieutenants und Steuereinnehmers seufzte jetzt laut. Man fragte, was sie für einen Stein auf dem Herzen habe.

„Sie wissen,“ antwortete sie, „daß mein Mann vormals Wachtmeister bei den Husaren war und mit Lieutenantscharakter den Abschied und seinen hiesigen Posten bekam. In jenem Dienste ward er ein Mann nach der Uhr. Mit dem Schlage der zwölften Stunde — keine Sekunde früher, keine später — muß das Essen auf dem Tische stehen; sonst flucht er, daß sich die Erde aufthun

möchte, und fuchtel mit blank gezogenem Pallasch in der Küche herum.“

„Das ist die Manier der alten Kriegsgurgeln!“ sagte die Bürgermeisterin. „Nun, wir wollen die Einrichtung treffen, daß wir uns immer mit dem Glockenschlage der Mittagsstunde zur Tafel setzen, damit wir den nackten Säbel des Herrn Lieutenants nicht zu sehen oder wohl gar zu fühlen bekommen.“

„Dergleichen unbequeme Gewohnheiten hat mein Mann nicht;“ sprach die Doktorin. „Er ist aber ein Spottvogel, neckt die Leute gern, und sagt ihnen lachend die Wahrheit. Das gefällt nicht Allen, und es entstehen oft Händel daraus.“

„Ei! wer wird denn so einfältig seyn, sich mit einem lustigen Dischrathe zu überwerfen?“ sagte die Bürgermeisterin. „Der Herr Doktor spott' und lache nach Belieben: ich gebe mich selbst ihm Preis. Man versetzt sich gleichsam in die alte gute Zeit der löblichen Hofnarren, von welchen sich Kaiser und Könige zum Besten haben ließen.“

Und zur Frau des Stadtrichters gewandt, fuhr sie fort: „Das schwarze Steckenpferd Ihres Mannes ist bekannt. Sein großer Pudel sitzt förmlich auf einem besondern Stuhle mit ihm zu Tische, und wird auf die zärtlichste Weise gefüttert, indem der Herr Stadtrichter die köstlichsten Fleischbissen zwischen den Lippen hält und sie von der Schnauze des schwarzen Tischnachbars wegküssen läßt. Das wäre denn, trotz aller gebührenden Achtung gegen den Herrn Stadtrichter, ein ekelhaftes Spiel für mich, wobei mir die Ekflust vergehen würde. Es kann also in unserer Tischversammlung nicht Statt finden. Da wir jedoch den werthen Pudel eben so wenig, als die vier-

fäßigen Hausfreunde der übrigen Herren verbannen können und wollen, so werden sie zwar in der Speiseanstalt zugelassen, erhalten aber in der größten Schüssel, die sich hier wird aufstreiben lassen, ihre eigene spartanische Mahlzeit.“

Die Gattin des Sachwalters rückte jetzt mit dem Bekenntniß heraus: daß ihr Mann dem Tabakrauchen unmäßig ergeben sey, mit der dampfenden Pfeife sogar beim Essen sitze, und jeden Bissen, den er zum Munde führe, gleichsam erst in den Rauch hänge. Damit sey noch die Unannehmlichkeit verbunden, daß er, wegen des starken Verbrauchs, den allerwohlfeilsten Tabak wähle, und daher keinen angenehmen Duft um sich verbreite.

„Pub! solcher Gestank wäre nicht auszuhalten!“ rief die Bürgermeisterin. „Ich hörte bei Hofe von einem Tabak sprechen, der aus Rosen- und Veilchenblättern zubereitet war, äußerst lieblich roch, und von einigen Kammerjunkern geraucht wurde. Von dieser süßen Waare will ich auf meine Kosten ein Pfund verschreiben, und davon soll der Herr Advokat bei der Tafel ein Pfeifchen rauchen. Das wird die Stelle der kostbarsten Räucherkerzchen vertreten.“

„Nun bin ich allein noch Rechenschaft schuldig;“ sagte die Frau des Kaufmanns. „Mein Mann hat keinen andern Tischfehler, als daß er, wegen seines bedeutenden Umfangs, zwei Stühle braucht, und dreimal mehr als ein anderer Mensch zu sich nimmt. Darauf müßte man sich einrichten. Im Laden versäumt er übrigens nichts. Er sitzt den ganzen Tag in der Schreibstube auf seinem breiten Großvaterstuhle. Ich aber könnte schwerlich an den gesellschaftlichen Mahlzeiten Theil nehmen, wenn mir nicht erlaubt würde, einen großen Topf voll Syrup, nebst

Kaffeedüthen von ganzen und halben Lothen, mit zur Stelle zu bringen, und den um diese Zeit gewöhnlichen Kleinhandel mit diesen Waaren zu treiben.“

Dieser Verkehr ward ohne Bedenken zugestanden, und die übrigen Anstöße hoffte man gleichsam friedlich und einig zu heben.

4.

Was beschlossen ward.

„Nun, meine geliebten Freundinnen,“ sagte die Bürgermeisterin, „vernehmen Sie meine unmaßgebliche Meinung, wie es uns wohl am besten gelingen würde, unsern gestrengen Haus- und Eheherren die Schlinge über den Nacken zu werfen. Wir geben ihnen künftigen Sonntag ein Gastmahl im Elephanten, und tragen ihnen, wenn sie voll süßen Weines sind, unsern Wunsch vor, von an täglich spartanische Mahlzeiten in demselben Gasthose zu halten, und das Feuer auf unsern Herden — mit Ausnahme der Morgenflämmchen zum Kaffee — immer und ewig ausgehen zu lassen. Was gilt's, sie befinden sich bei dem Gelage so wohl, daß sie die Gelegenheit, täglich so vergnügt beisammen zu seyn, mit beiden Händen ergreifen werden.“

„Wer bezahlt aber die Lockspeise?“ fragte eine der Frauen.

„Wer sonst als die Männer selbst?“ antwortete die Bürgermeisterin. „Vor der Hand sollen und müssen sie glauben, daß wir ihnen von unsern hauswirthlichen Ersparnissen ein Fest geben, und auch die Mahlzeiten der nächsten Woche aus unsern Mitteln bestreiten. Aber nach acht oder vierzehn Tagen legt ihnen der Elephantenwirth,

der indessen die Zechе angeschrieben hat, die Rechnung vor, und sie müssen, um keine Schande zu haben, die Beutel öffnen.“

„Ein kitzliches Wagstück!“ sprach eine furchtsame Stimme.
 „Wagen gewinnt!“ rief Jene. „Ich bin eines guten Erfolgs gewiß. Wir wollen auch, um die Herren nicht scheu zu machen, ihnen beim Sonntagsfeste und an den darauf folgenden Flittertagen alle ihre Unarten gestatten. Aber nach Verlauf der Probezeit muß eine nach der andern abgelegt werden.“

5.

Unglück des dicken Mannes.

Am nächsten Sonntage ward der Vogelherd wirklich gestellt, und die gelockten Vögel zogen lustig ein.

Als sie versammelt waren, ermahnte die Bürgermeisterin, heute recht fröhlich zu seyn, und ganz so zu thun, als wäre man zu Hause.

Darauf fußend, belegte der Stadtrichter sogleich für sich und seinen Pudel zwei Plätze; Herr Bleimann schob ein Paar Stühle zusammen, auf welchen er thronen wollte; der Sachwalter stopfte seine Pfeife, ohne zu bemerken, daß ihm seine Frau den bereits angekommenen Kammerjunktertabak in den Beutel gepascht hatte; der Senator Jamund stülpte eine weiße Nachtmütze über die Ohren; und der Lieutenant Hagel sah jeden Augenblick nach der Uhr, weil die Mittagsstunde nur noch zwei Minuten entfernt war. Aber mit dem Schlage derselben wurde die Suppe aufgetragen, und die Bürgermeisterin ersuchte die Gäste, Platz an der Tafel zu nehmen.

Schneller, als die Uebrigen alle, wackelte der dicke Herr

zum gastlichen Tische. Als er aber seine Centnerlast auf die beiden alten, von Würmern durchnagten Stühle fallen ließ, brachen sie mit entsetzlichem Krachen unter ihm zusammen. In der Angst dieses Schiffbruchs ergriff er das Tischtuch; aber zwanzig Hände gegenüber faßten es mit ihm zugleich, und verhinderten glücklich, daß er es nicht sammt der großen Suppenschüssel mit sich zu Boden riß. Ein tobendes Gelächter brach aus, als er ohne Bewegung, wie der pausbäckige Püsterich, der eherne Göze der alten Deutschen, zwischen den Trümmern saß. Die menschenfreundlichsten und mitleidigsten Seelen konnten sich des Mitlachsens nicht enthalten.

Bereinte Kräfte brachten ihn wieder auf die Beine. Er wollte sich jedoch den gegenwärtigen unsichern Sesseln nicht mehr anvertrauen; er verlangte heim in seinen getreuen Großvaterstuhl. Das erlaubte man nicht, sondern Frau Bleimann mußte fort, um die Herbeischaffung des häuslichen Thrones, den die Umtriebe der Holzwürmer noch nicht angetastet hatten, zu besorgen.

„Aber, zum Teufel! die Suppe wird kalt!“ rief die Kriegsgurgel, und griff eigenmächtig nach dem Vorlegelöffel.

„Man lasse nur auch mir etwas übrig!“ sagte der Dicke mit einem weinerlichen Tone. „Stehend kann ich armer Mann doch nicht essen.“

„Herr! Sie sollten auf den gehabten Schrecken gar nicht essen!“ sprach der Doktor. „Genießen Sie in den nächsten vier und zwanzig Stunden nur für drei Pfennige Semmel und sechs Quart Wasser; weiter durchaus nichts. Das ist mein ärztlicher Rath.“

„Gehorsamer Diener!“ versetzte der Dicke. „Ihre Hungerkur brachte mich auf den Kirchhof. Es wird mir recht

wohl seyn, wenn ich ohne Gefahr hier sitzen und tüchtig einhauen kann.“

Der stammhafte Großvater kam; Herr Bleimann nahm vergnügt davon Besitz und ließ sich seinen Teller drei Mal mit Suppe füllen.

Die Gast eines gierigen Essers ist kein ergößlicher Anblick; doch bei weitem ekelhafter war hier des alten Hundennarren, des Stadtrichters, brüderliche Suppentheilung mit seinem zottigen Tischnachbar. Hatte der Herr einen Löffel voll genossen, so bekam der Pudel den zweiten, und so fort.

„Gib Acht, Pudel, daß dich dein Herr nicht bevorthelt!“ sagte der Doktor. „Gleiche Brüder gleiche Kappen!“

Der Sachwalter war bescheiden genug, sich während des Gelöffels (wie ein Deutschling die ursprünglich französische Suppe dolmetschen könnte) des Schmauchens zu enthalten. Als er aber seinen flüssigen Antheil verzehrt hatte, rief er nach Licht, setzte seine Pfeife in Brand, und die Rosen und Beilschen begannen zu duften. Grimmig fuhr er seine Frau an: „Was hast du mir in den Beutel gehext?“ Ehe noch die Jagende antworten konnte, bekannte die Bürgermeisterin, daß sie den Tausch veranlaßt habe, und ersuchte den finstern Sachwalter, sich des allerliebsten Hoftabaks gefälligst zu bedienen. Er aber polterte die Antwort: er gebe sich mit Hossüßeleyen nicht ab, und sein Landknaster rieche tausendmal besser. Diesen mußte die Frau schleunig herbeischaffen. Indessen ließ er ein großes Becken mit glühenden Kohlen bringen, schüttete den ganzen Blumentabak darauf, und verursachte dadurch einen so unmäßigen Dampf, daß Fenster und Thüren aufgerissen werden mußten.

6.

Vivat.

Als man nun alles in Ordnung gebracht hatte, war die Gesellschaft sehr vergnügt, und der reichlich fließende Wein setzte die Männer in die holdseligste Stimmung. Da ließ die Bürgermeisterin die angelegte Mine springen, und brachte die von ihr und ihren bequemen Freundinnen so höchlich gewünschten spartanischen Mahlzeiten auf die Bahn. Die Männer machten große Augen, und ließen gegen diesen wunderlichen Vorschlag eine Schaar von Einwendungen los. Die Frauen stellten dagegen ein Heer augenscheinlicher Vortheile in's Feld, und erfochten nach einem kurzen Kampfe den vollkommensten Sieg. Ihr Bundesgenosß war der Zauber der Geselligkeit, der bei den Männern den Wunsch erweckte, immer so lustig mit einander zu speisen. Man ließ frischen Wein auftragen, und brachte dem guten Aristodemus, dem wahrscheinlich die Ohren nicht wenig geklungen haben, ein jauchzendes Vivat.

Nach dieser Feierlichkeit schlich der Vater der Stadt in einen traulichen Winkel, wo man seinen Ruhesessel aufgestellt hatte. Er schmiegte sein Haupt an die weichen Backenlehnen, und begann bald, nach dem Ausdrucke seiner Gemahlin, zu orgeln. Man sprach leise, um das Tonspiel des hohen Mannes nicht zu stören.

Als er sein Mittagsschläschen nach zwei Stunden vollendet hatte, vertrieb man sich mit Karten und Gesprächen die Zeit, bis der Nachtwächter vor dem Gasthose die zehnte Stunde abrief. Es ist in Frauenfeld noch gewöhnlich, daß dieser Nachtvogel hinterher einen geistlichen Vers

singt. Er wählte diesmal aus einem alten Liede die Worte: Ihr Höllegeistler packet euch, ihr habt hier nichts zu schaffen etc. „Alle Wetter! der Kerl meynt uns!“ rief der Doktor, und griff eilig nach seinem Hute. Die Uebrigen folgten ihm nach, und man ermahnte sich beim Heimgehe, morgen zu rechter Zeit zu erscheinen; denn es war Anstalt getroffen, daß den folgenden Tag mit der wirklichen Tischgemeinschaft der Anfang gemacht werden sollte. „Nur verbitten wir uns,“ sagte der Doktor, „die häßliche schwarze Suppe, von welcher Frau Küchenhaß in ihrem Schreiben an Herrn Aristodemus behauptet, daß sich Sparta's Helden damit begnügt hätten.“

„Sorgen Sie nicht!“ antwortete die Bürgermeisterin. „Diese Suppe ist für andere Gäste bestimmt.“

7.

Das Gastmahl der Hunde.

Des Stadtrichters Abgötterei, die er mit seinem Pudel trieb, mißfiel allgemein, und veranlaßte die Männer zu einer geheimen Verschwörung, ihre Hunde ebenfalls mit zur Tafel zu ziehen. Das wäre denn eine häßliche bunte Reihe geworden. Um dieses Uergerniß zu verhindern, befohl die Bürgermeisterin dem Gastwirth, eine schwarze Suppe für die vierfüßigen Gäste kochen und des nächsten Mittags in einer Riesenschüssel auftragen zu lassen.

Unsere Spartaner brachten, abgeredeter Maßen, ihre gesammten Hunde zur folgenden Mahlzeit mit, und wollten Stühle für sie belegen; aber die Bürgermeisterin setzte sich dagegen. „Selbst die vornehmsten Hunde bei Hofe,“ sagte sie, „speisen auf ebener Erde; wie könnten die armseligen Köter in Frauenfeld Sitz und Stimme bei

der Tafel verlangen?“ Der Stadtrichter ward roth und wollte mit Entrüstung antworten; aber die übrigen Männer, die sich der ihm widerfahrenen Zurechtweisung freuten, ließen ihn nicht zum Worte kommen. Sie riefen einstimmig: „Die Frau Bürgermeisterin hat Recht. Der Hund, ohne Ausnahme, gehört unter den Tisch.“

„Da gibt's aber für die armen Thiere nichts zu schlucken;“ brummte der Stadtrichter.

„Die armen Schlucker mögen sich nur gedulden, bis wir unsere Suppe gegessen haben;“ sagte die Bürgermeisterin. „Dann werden sie ihr gutes Gesamtsfutter empfangen.“

Der Stadtrichter und sein Pudel wären dennoch schleunig davon gelaufen, wenn nicht jener Weingläser auf dem Tische gesehen und noch andere Vorzeichen einer stattlichen Mahlzeit bemerkt hätte. Diesen Anlockungen konnte seine Leckerhaftigkeit nicht widerstehen. Die üppigen Anstalten entsprangen aber daraus, daß im Rathe der Frauen beschlossen war, ihre Gatten noch fünf bis sechs Tage lang eben so köstlich, als am Sonntage, zu bewirthen, um ihnen das gesellige Schmausen unentbehrlich zu machen.

„Es schlägt zwölf!“ rief der Lieutenant mit Unwillen, daß die Suppe noch nicht auf dem Tische stand. Aber sie kam auch schon, und er lobte den pünktlichen Speisemeister. Man setzte sich nun, ohne daß ein Hund die Ehre hatte, sich mit zu setzen. Der Stadtrichter reichte jedoch dem feinigen einen Löffel voll Suppe nach dem andern unter den Tisch.

Jetzt erschien der Gastwirth und hinter ihm ein stämmiger Hausknecht, der eine ungeheure thönerne Schüssel trug. In ihr dampfte ein schwarzes Meer, aus welchem Brod- und Fleischhügel wie Inseln hervorragten. „Nun,

da bring' ich auch den werthen Hündlein das Ihrige;" scherzte Zener, und schnalzte mit der Zunge, wie man Hunde zu locken pflegt. Pfeilschnell schossen sie herbei, umringten den Hausknecht und sprangen an ihm empor. Nur unter dem Schutze des abwehrenden Wirths gelang es ihm, die Schüssel auf den Boden zu setzen. Jetzt aber fielen die eingeladenen Gäste mit solchem Ungestüm darüber her, daß einige derselben, um die ganze Bescheerung allein zu erobern, sogar mit den Vorderpfoten in die große Schüssel griffen, und sie augenblicklich mit solcher Gewalt umrissen, daß sie zerbrach. Das uferlose schwarze Meer ergoß sich unaufhaltsam durch den Saal. Die spartanische Tischgesellschaft mußte die Beine heraufziehen, um sie nicht von den Fluthen bespülen oder von den Hunden, die mit offenem Rachen den schwimmenden Inseln nachstürzten, verletzen zu lassen. Gelächter und Flüche schallten durcheinander. Zugleich wurden Postbriefe gebracht, Acciszettel verlangt und Syruptöpfchen gefüllt. Es war ein heilloser Wirrwar, den nur der Arzt belachte und der Kaufmann benutzte. Er zog, indem ihn niemand beobachtete, die eben erst aufgetragene Schüssel still an sich, fischte die Pfaffenbischen heraus und verschlang sie mit Hast.

Als die schwarze Suppe völlig aufgeleckt und aufgetrocknet war, nahm der Bürgermeister eine strenge Richtermiene an und sprach das Urtheil: „Die ungezogenen Hunde haben sich unserer Tischgesellschaft unwürdig gemacht. Wir schließen sie hiemit davon aus. Von Rechts wegen.“

„Vortrefflich gesprochen, weiser Richter!“ sagte der Arzt.

Einige fragten: wo die ausgestoßenen Sünder nun verpflegt werden sollten.

„Sie mögen sich zu dem Gesinde halten;" antwortete die Bürgermeisterin. „Wir Frauen haben beschlossen, un-

fern Leuten von morgen an Kostgeld zu geben, damit sie auch unter einander eine Tischgesellschaft errichten können. Da mögen sie denn die Hunde mitnehmen und zusehen, wie sie mit der Teufelsbrut zurecht kommen.“

„Der Knüttel muß bei dem Hunde liegen!“ sagte der Doktor. „Es ist eine Schande, wenn ein Mensch eine solche Bestie verzärtelt und zu seinem Gößen macht.“

Der Stadtrichter knirschte mit den Zähnen, ließ jedoch seinen Verdruß nicht weiter aus, um sich nicht durch ein Gezänk die gute Mahlzeit zu verderben. Sie endete fröhlicher, als sie begonnen hatte. Nach Tische blieb man wieder, wie des vorigen Tages, bis zum Ständchen des Nachtwächters beisammen.

8.

Der kleine Julius Cäsar.

Der nächste Tag machte sich durch die erste und — letzte spartanische Mahlzeit der Kinder merkwürdig. Die liebe Jugend in Frauenfeld stand weit und breit in keinem löblichen Rufe. Begab sich's in einem Umkreise von zehn Meilen, daß irgend ein Knabe oder ein Mädchen einen schlimmen Streich machte, so sagten die Eltern: „Schäme dich, du bist ja so unartig, als wärst du in Frauenfeld erzogen!“ Aber die lieben Eltern in Frauenfeld waren selbst daran Schuld. Als die Frau Bürgermeisterin ihre Hoffstelle niedergelegt hatte und an dem Orte ihrer ehelichen Bestimmung ankam, brachte sie den horchenden und staunenden Kleinstädtern mancherlei Wundermähren aus der Hauptstadt mit und erzählte unter andern: daß man dort die Kinder musterhaft erziehe und ein Knäblein von zehn Jahren klüger sey, als in kleinen Städten ein Grau-

bart. „Aber wie fängt man das an?“ fuhr sie fort. „Man verbietet der Jugend nichts, durchaus nichts; man läßt ihr volle Freiheit, in die Welt hineinzuschwärmen, über alles zu sprechen, über alles zu urtheilen, und kein Blatt vor den Mund zu nehmen, wenn auch der Tadel, den sie für nöthig findet, die Verfassung des Staats oder Vater und Mutter treffen sollte.“

Die altfränkischen Kleinstädter schlugen die Hände über dem Kopfe zusammen und sprachen einstimmig den Wunsch aus: daß doch der Himmel die gute Stadt Frauenfeld vor solchen frechen, gottlosen Rangen bewahren möge. Aber die Lobrednerin der Residenz behauptete standhaft: nur Knaben dieser Art, deren Muth nicht gebrochen sey, würden dereinst tüchtige Männer und kräftige Stützen des Vaterlandes. Darum erzog sie denn auch in der Folge ihr Söhnlein, die einzige Frucht ihrer Ehe, ganz nach der Weise der Hauptstadt, und es ward ein Schatzkästlein aller Unarten. Die übrigen Häupter des Städtleins bekehrten sich ebenfalls nach und nach und folgten dem Beispiele der klugen Hofdame. So kam Frauenfeld in einem Zeitraume von zehn bis zwölf Jahren in den bösen Leumund, daß es ein Nest voll kleiner Teufelchen sey.

Gustav Schranz, der Sohn des Bürgermeisters, ein wacker aufgeschosener Bursch von dreizehn Jahren, war der Beelzebub derselben. Die zu den spartanischen Mahlzeiten verbundenen Familien hatten zwar zum Theil noch ältere Kinder; sie waren aber abwesend. Gustav war also Häuptling der Jugend, die sich in Frauenfelds zweitem Gasthose, die schwarze Eule genannt, zu einer spartanischen Tischgesellschaft, unter Aufsicht einer Magd, versammeln sollte. Es kam nur darauf an, ob er sich zu dieser Einrichtung bequemen oder darauf bestehen würde,

mit seinen Spießgesellen in Gesellschaft der alten Spartaner zu speisen. Wie aber Julius Cäsar einmals bei dem Anblick eines elenden Dorfes erklärte, daß er lieber hier der Erste, als in Rom der Zweite seyn wolle: so wählte auch Gustav, als ihn seine Mutter befragte, die schwarze Gule, um darin die Oberherrschaft zu führen, die man ihm doch im Elephanten etwas streitig gemacht haben würde. Wenigstens hätte ihm der tapfere Kriegsmann die Spitze geboten.

Zur Aufseherin der Kindertafel ward die Köchin dieses Helden erkoren, weil man ihr mehr, als irgend einem andern weiblichen Wesen in Frauensfeld, die Kraft zutraute, eine wilde Heerde in Zucht und Ordnung zu halten. Sie war eine große, starke, männlich gebildete Jungfrau von einigen dreißig Jahren, und hatte den letzten Feldzug gegen Frankreich als Husar mitgemacht. Darum gab ihr Doktor Finkler den Namen Bellona, und diese Vergötterung ward der Stadt so geläufig, daß man den Küchenhusaren gar nicht anders nennen hörte.

9.

Der Aufruhr.

Das junge Bölkchen, das Bellona beobachten und nöthigen Falls zügeln und meistern sollte, war fünfzehn Köpfe stark. Anfangs speiseten die kleinen Herrschaften ziemlich ruhig und anständig. Als ihnen aber einige Gläser Bier auf den Tisch gestellt wurden, murrte Gustav: „Bekommen wir keinen bessern Trank? — Unsere Eltern sitzen schon drei Tage bei der Weinflasche, und was ihnen schmeckt, das gebührt auch uns. Das wird Sie einsehen, Jungfer Bellona! Geh' Sie denn hinunter

zum Wirth und hole Sie uns einige Flaschen des besten Weines!“

Bellona weigerte sich, mit der Erklärung, daß sie von den werthen Eltern keinen Auftrag dazu habe. Der schlaue Gustav zuckte mit den Achseln, als ob er sich darein ergebe, setzte sein Bierglas an den Mund, that einen Schluck und sagte: „Das Bier ist besser, als ich dachte; es schmeckt wirklich gut.“

Da sich der Wildfang so artig bezeugte und dem Weine zu entsagen schien, ging Bellona, die den Tisch immer umwandelt hatte und müde geworden war, in ein anstoßendes Cabinet und setzte sich nieder. Gustav winkte seinen Tischgesellen, keinen Lärm zu machen; er wollte die Wächterin einschläfern. Nach zehn Minuten hatte sich die Heldin auch wirklich vom Schlafe besiegen lassen. Der Bube drückte jetzt die offen gelassene Thür leise zu, verschloß sie, lief zum Wirth und forderte Wein.

Der Wirth nahm einigen Anstand, weil ihm kein Befehl gekommen war, seine jungen Gäste damit zu bewirthen. „Sie kennen mich wohl nicht?“ sagte Gustav. „Ich bin der Sohn des regierenden Bürgermeisters und werde die Sache verantworten.“ Da konnte der Eulenwirth, der seiner Obrigkeit sehr unterwürfig war, nicht länger widerstehen und lieferte die verlangten drei Flaschen.

Gustav hätte mehr gefordert, wenn es seine Absicht gewesen wäre, die ganze Gesellschaft mitzechen zu lassen. Aber nur fünf Knaben, die beinahe seines Alters waren, lud er dazu ein. Anfangs tranken sie still und ehrbar; als ihnen aber der Nebengeist zu Kopfe stieg, jauchzten sie laut, sangen Trinklieder und stießen mit den Gläsern zusammen. Darüber erwachte Bellona, donnerte mit der Faust an die Thür, und rief: „Aufgemacht!“ Niemand ge-

horchte. Da griff sie zu dem Hauptschlüssel, dessen sich rohe Kriegsknechte bisweilen im Lande des Feindes bedienen: sie sprengte die Thür mit den Füßen und schoss wie eine Furie ins Trinkgemach. „Jungfer Bellona soll leben!“ riefen die Becher, und ließen anstoßend die Gläser tönen. Sie bedankte sich aber mit so schnöden Worten, daß Gustav in Zorn gerieth und ihr einen Porzellanteller an den Kopf warf. Husarenschnell überrumpelte sie den Trinktisch, riß eine noch volle Weinflasche hinweg und eilte damit nach der Thür. Aus sechs Händen flogen ihr Teller nach, die an ihrem breiten Rücken zerfrachten. Das nicht achtend, setzte sie ihren Weg fort, übergab die gemachte Beute dem Wirth, wusch ihm zugleich den Kopf, kam mit kräftigen Reiterflüchen zurück, zog das Söhnlein ihrer Herrschaft aus dem wilden Getümmel und rannte mit ihm davon.

Sie flog nach dem Elephanten, riß die Thür des gemeinsamen Speisezimmers auf und schrie: „Hülfe! Hülfe! Kommen Sie Alle zu Hülfe! In der schwarzen Cule ist eine Rebellion!“

Dieses furchtbare Wort donnerte dem eben erst eingeschlummerten Bürgermeister in die Ohren. Er taumelte schlaftrunken auf, lief wie besessen umher und rief: „Gott steh' uns bei! — Laßt die Sturmglocke läuten — führt die Feuerspritzen auf den Markt — sendet reitende Boten nach den nächsten Garnisonstädten, daß sie uns Truppen und Kanonen schicken“ —

„Nengste dich nicht, mein Schatz!“ sagte die Bürgermeisterin, die schon den Vorfall errieth. „Die Sache ist ein Kinderspiel. Du kannst dein Mittagsschläfchen ruhig fortsetzen.“ Damit schob sie ihn wieder in seinen Stuhl, und

er drückte sogleich, ohne weitere Frage nach der Rebellion, die Augen zu.

Bellona ward nun in einem andern Zimmer leise verhört, und die Bürgermeisterin begab sich, von dem Lieutenant begleitet, in die schwarze Gule, um den Aufbruch zu dämpfen.

10.

Das Donnerwetter.

Dort sah es wild aus. Tische und Stühle waren umgestürzt, Scherben zerbrochener Geschirre bedeckten den Fußboden, und dazwischen lagen die Becher Paar und Paar und rauchten sich die Haare.

„Bliß und Donner euch auf den Kopf!“ brüllte der Lieutenant, indem er die Thür mit Gewalt aufriß. Die Buben sprangen erschrocken auf, konnten jedoch vor Trunkenheit kaum stehen; denn Gustav hatte nicht nur die ihm entführte volle Flasche vom Wirth wieder erhalten, sondern noch eine dazu. Der Lieutenant rief den einsältigen Mann herbei und fuhr ihn an: „Warum gaben Sie den Knaben Wein? Das war dumm! und Sie mögen nun den daraus entstandenen Schaden als Strafe betrachten.“

„Beste Herr Lieutenant!“ ächzte der Wirth: „wie kann ein so guter und treuer Unterthan, als ich, dem werthen Sohne des regierenden Herrn Bürgermeisters etwas versagen? Das ist ja platterdings unmöglich!“

Die Bürgermeisterin, durch diese Unterthänigkeit bestochen, sagte: „Nun ja, Sie haben gewisser Maßen nicht Unrecht, lieber Mann! Aber freilich — doch was hilft's, daß wir über geschene Dinge viel Worte verlieren?“

Reichen Sie morgen die Berechnung Ihres hier verwüsteten Eigenthums bei mir ein. Wählen Sie aber eine Stunde, in welcher sich mein Mann auf dem Rathhause befindet; denn vor ihm muß ich das Unheil vertuschen.“

Der demüthige Eulenwirth bückte sich tief und küßte ihr dankbar die Hand. Der Lieutenant warf ihm aber noch einige harte Worte zu, und betheuerte mit einem Fluche, daß ihm unverdiente Gnade widerfahre.

Er wandte sich dann zu den benebelten Knaben und hielt ihnen eine so scharfe Gesetypredigt, daß sie ganz nüchtern dabei wurden und mit niedergeschlagenen Augen nach Hause gingen.

Im Elephanten ward nachher beschlossen, sie nicht wieder an einer spartanischen Tafel zu versammeln, sondern die für sie im Gasthose zubereiteten Speisen in einzelnen Abtheilungen nach Hause zu holen, und dort jedes Kind allein oder nur in Gesellschaft seiner Geschwister essen zu lassen.

Den Gemeintisch der Dienerschaft zerstörten ebenfalls gleich bei dem ersten Versuche allerhand Gemeinheiten, die keines Federzuges werth sind.

11.

Der magere Sonnabend.

Aber die Tafel der Alten dauerte ohne Unterbrechung fort, ob sich gleich viele Ungemächlichkeiten hervorthaten, und die ganze Stadt zum Theil darüber lachte, zum Theil höchst unzufrieden damit war. Die Syrupkäufer versicherten: die Kaufmannsfrau gebe jetzt weniger für's Geld als sonst: die Briesschreiber klagten: daß im Elephanten gleich zehn Frauenhände nach dem Briefe griffen, den man

dem Brieffammler übergeben wolle; wer einen Prozeß hatte, beschwerte sich: daß er seinen Rechtshandel dem Sachwalter vor zwanzig Ohren vortragen müsse; und den Arzt holte man nicht geru aus dem Elephanten, weil man besorgte, daß er sich dort einen Haarbeutel getrunken habe und den Kranken übel berathen werde. Dennoch setzten die Frauen, die sich in ihrem Erdenhimmel ohne Küchen Sorgen trefflich befanden, ihren Kopf darauf, die lustige Gesellschaftstafel von jenen Geschwäzen nicht umstürzen zu lassen. Als sie aber vom Sonntage bis zum Freitage immerfort, wie auf einer Hochzeit, geschmauset hatten, beschloffen sie in einer geheimen Versammlung, der bisherigen Schwelgerei nun Schranken zu setzen und ihren Männern den Brodkorb höher zu hängen.

Indem sie sich darüber in einem abgelegenen Zimmer besprachen, sagte der Lieutenant: „Unsere Weiblein halten einen Rath. Sie wollen uns vermuthlich noch stattlicher, als bisher, bewirthen.“

„Das wäre doch Ueberfluß!“ erklärte der Bürgermeister. „Wir können mit der jetzigen Beköstigung zufrieden seyn.“

„Nun ja, allenfalls!“ sagte der Dicke. „Doch besser wäre besser.“

„Man lasse den Frauen ihren Willen!“ sprach der Arzt. „Sie sind Schwämme, die sich selbst ausdrücken.“

Die Uebrigen stimmten ihm bei. Keiner bezeugte Lust, sich künftig spärlicher aufzutischen zu lassen.

Was machten sie daher für Augen, als ihnen am folgenden Tage, anstatt der bisherigen leckerhaften vier Schüsseln, nur eine einzige, die Bratwürste mit grünem Kohl enthielt, aufgetragen wurde! Diese gemeine Kost begleitete Bier; kein Weinglas ließ sich erblicken.

Leises Murren lief an der Tafel auf und ab. Die Bür-

germeisterin ging aber dem von fern her rollenden Gewitter sogleich mit einem Ableiter entgegen. „Heute ist Sonnabend, meine Herren! Da speiset man gewöhnlich etwas knapper als an andern Tagen. Nehmen Sie also mit diesen Würstchen gütigst fürlieb. Dem morgenden Sonntage soll um so mehr sein Recht geschehen.“

So warf sie den Männern ein Schloß an den Mund. Sie mußten aus Höflichkeit schweigen, weil sie sich noch als kostenfreie Gäste betrachteten. Den innerlichen Aerger konnten sie jedoch nicht überwinden; und da überdies der belebende Wein fehlte, ging man zeitig auseinander.

12.

Der Postzug.

Der Sonntag ward mit vier feinen Speisen und Wein gefeiert. Man lebte bis in die Nacht herrlich und in Freuden. Die fahlen Bratwürste waren vergessen.

Der Montag brachte abermals eine Schüssel gewöhnliche Hauskost. Das Gericht war jedoch in Frauensfeld beliebt, und ward auch von dem spartanischen Vereine mit Vergnügen genossen. Dennoch sahen sich die Männer nach mehreren Schüsseln und besonders nach Wein um. Indem sie aber nach der Thür schielten, sagte die Bürgermeisterin: „Ist's gefällig, die Tafel aufzuheben?“

„Du spatest wohl?“ sprach ihr Mann. „Heute ist ja nicht Sonnabend, und wir bekamen erst eine einzige Schüssel und kein Tröpfchen Wein.“

„Ganz recht!“ antwortete sie. „Wollten wir immer mit einem Postzuge von vier Schüsseln fahren, so ginge der Weg bald zum Thore hinaus. Das wird dir und den übrigen Herren wohl einleuchten.“

„Aber, zum Teufel!“ rief der Lieutenant: „soll man denn einen Tag wie den andern seinen bequemen Hauskittel ablegen und in Parade nach dem Gasthose marschiren, um eine Bratwurst zu essen?“

„Das ist der Mühe nicht werth!“ fiel der Accis-Einnehmer ein. „Bratwurst und Bier schmeckt im Schlafrock am besten.“

„Und eine Pfeife guter Landtabak!“ setzte der Advokat hinzu. „Da wird nicht die Nase darüber gerümpft oder einem alten Jurispracticus zugemuthet, Blumenblätter zu rauchen.“

„Zu Hause spottet auch niemand über meine ehrliche Nachtmüße;“ sagte Samund.

„Und ich kann meinen Pudel füttern, wie mir's beliebt;“ brummte der Stadtrichter.

„Mir will es,“ sagte der Brieffammler, „das landesherrliche Post-Interesse beinahe nicht mehr gestatten, daß ich das Felleisen hier packe. Man hatte in voriger Nacht ein Pasquill an meine Hausthür geheftet und drohte darin, daß aus Frauensfeld kein Brief mehr abgehen werde, so lange ich mein Amt im Gasthose und in der Mitte neugieriger Weiber verwalte.“

„Ein solches Liedchen kann ich auch singen;“ sprach der Accis-Einnehmer. „Da war vor einigen Tagen in einem gewissen Hause ein westphälischer Schinken angelangt, woran man sich vier Wochen zu laben dachte, aber gleich den nächsten Abend finden sich so viel ungebetene Gäste ein, daß sie binnen einer Stunde damit fertig werden. Am Morgen nachher warf man mir vor: das sey meine Schuld, weil die Acciszettel in Gegenwart plauderhafter Menschen gelöst werden mußten, und daher jeder angekommene gute Bissen sogleich der ganzen hungrigen Stadt bekannt werde.“

„Alles Parifari!“ riefen die beleidigten Frauen.

„Was mich betrifft,“ sagte der Kaufmann, „ich plaudre nichts aus; denn unnützes Geschwätz ist nicht meine Sache; man kann den Mund besser brauchen. Ich bleib' auch gern zu Hause, wenn ich nicht auswärts eine recht gute und besonders reichliche Mahlzeit zu finden weiß. Jeder Schritt wird mir sauer, und der Verlust meiner häuslichen Bequemlichkeit steht mit dem Gewinn einer Bratwurst in keiner richtigen Bilanz.“

„Hocken Sie nur immer in Ihrem Großvaterstuhle!“ sprach der Arzt. „Da wird Klapperbein den dicken Freund bald erhaschen. — Nach einer trocknen Bratwurst geh' ich übrigens auch nicht gern weit. In diesem Punkte bin ich mit Ihnen vollkommen einverstanden.“

13.

Der Einspänner.

Jetzt nahmen die Frauen lebhaft das Wort, und eine nach der andern bemühte sich, die schon oft gepriesenen Vortheile der spartanischen Mahlzeiten in ein neues, blendendes Licht zu stellen. Aber den Postzug von vier Schüffeln, den die Herren täglich angespannt sehen wollten, konnte keine versprechen. Alle gestanden: es müsse bei dem Einspänner bleiben.

„Damit wollen wir denn zum eigenen Herde zurückfahren,“ sagte der Bürgermeister, und wild sprangen alle Männer, mit Ausnahme des Dicken, von den Stühlen auf. Einige griffen schnell nach ihren Hüten, und wollten mit einem flüchtigen Abschiedsworte davon eilen.

„Verziehen Sie einen Augenblick, meine Herren!“ sagte

der Elephantenwirth, der eben, mit einem Blatte Papier in der Hand, ins Zimmer trat.

„Was wollen Sie?“ sagte der Bürgermeister verdrießlich. „Hier werden keine Geschäfte mehr gemacht.“

„Mit gütiger Ausnahme des meinigen!“ antwortete der Wirth. „Es ist mir nämlich zu Ohren gekommen, daß Dero löbliche spartanische Tischgesellschaft, die ich zu bedienen die Ehre hatte, sich auflösen will. Darum bin ich so frei, um gefällige Berichtigung der aufgelaufenen Zehrkosten gehorsamst zu bitten.“

„Die haben Sie von unsern Frauen zu fodern;“ sagte der Bürgermeister.

„Das wäre was Neues!“ rief seine Gattin. „Der Mann ernährt die Frau; das versteht sich am Rande. Die Herren werden also geruhen, ihre Antheile für sich und uns zu bezahlen.“

Da erhoben die Männer ein allgemeines Geschrei, und verwünschten jeden Bissen, den sie, von Frauenlist hintergangen, im Gasthose genossen hatten. Nur der Doctor saß in einem Winkel und lachte weiblich.

Der Bürgermeister nahm endlich dem Wirth die Rechnung aus der Hand und las laut: „Für siebentägige Bewirthung mit vier Schüsseln, Wein und Kaffee, und zweitägige Speisung mit Hausmannskost, zahlet jedes hochverehrte Ehepaar fünfzehn Reichsthaler. Herr Bleimann aber, der täglich drei für ihn bestellte Portionen mit eigenem Munde genossen, hat zehn Thaler mehr zu entrichten.“

„Mich rührt der Schlag!“ rief der Dicke; aber niemand hörte darauf. Die Uebrigen zankten heftig mit ihren Frauen, stampften mit den Füßen, schlugen auf den Tisch, und

machten mit noch andern dergleichen Unarten ein solches Getöse, daß die Nachbarn unter den Fenstern zusammen liefen.

14.

Stürmisches Ende.

Lachend zahlte der Arzt seine Zechen. „Ich merkte lange,“ sprach er, was das Ende vom Liede seyn würde; aber ich schwieg, um die lustige Eulenspiegelei ihren ruhigen Gang gehen zu lassen. Beim Lichte besehen, hab' ich auch keinen Schaden davon; denn die Herren Spartaner ärgern sich alle so hübsch, daß sie mir bald in die Hände fallen werden.“

Die Schuldner ließen sich nun in lächerliche Verhandlungen mit ihrem Gläubiger ein. Einige munkelten von doppelter Kreide und wollten abdingen; andere be-theuerten: sie könnten nicht auf Einem Brete bezahlen, sondern nur theilweise, von Monat zu Monat. „Ihr seyd gar nichts schuldig,“ schrie der Advokat dazwischen. „Die römischen und deutschen Rechte sprechen von aller Verbindlichkeit los, wenn List und Trug im Spiele waren. Meine Frau muß bezahlen! Darum will ich ihr sogleich ihr seidnes Fähnchen und ihren von mir erpreßten italienischen Strohhut abpfänden und den Plunder öffentlich versteigern lassen.“

Das gesagt, lief er mit flammendem Gesichte fort, durchbrach die Versammlung des Volks vor dem Hause, eilte mit Riesenschritten über den Markt, und seine Frau keuchte schluchzend hinter ihm her, um ihn von der gedrohten Pfändung abzuhalten. Bald erschienen auch die übrigen Spartaner auf der Gasse, und belustigten mit mancherlei

wilden Worten und Geberden das lachende Volk. Einige Frauen wollten mit ihren Männern, um sie zu besänftigen, Arm in Arm gehen, wie sie bisher traulich zur spartanischen Tafel gewandelt waren, aber die zürnenden Unholde schleuderten die schmeichelnden Weiblein mit solcher Gewalt von sich, daß sie beinahe zur Erde fielen. Zuletzt ward Herr Bleimann, dem das verschwelgte Viertelhundert Reichsthaler dermaßen in die Glieder geschlagen war, daß er keinen Schritt gehen konnte, von vier starken Männern in seinem Großvaterstuhle nach Hause getragen.

Ein so trauriges Ende nahmen die spartanischen Mahlzeiten in Frauenfeld, und die armen Weiblein, die das Feuer auf ihren Herden ganz vertilgen wollten, müssen nun mehr als jemals kochen und braten, um die im Gasthose verwöhnten Gaumen ihrer brummenden Gatten zu befriedigen. So sind sie durch ihre eigene Schuld aus dem Regen in die Traufe gerathen.

N a c h w o r t.

Es wird vielleicht manchem ernsthaften Mann bedünken, daß vorstehende scherzhafte Erzählung keine nützliche Lehre für die Jugend enthalte. Das Gegentheil mögen folgende Fingerzeige beweisen.

Aristodemus, der den ganzen Unfug veranlaßte, ist ohne Zweifel ein guter, wohlgesinnter Mann. Er gehört aber zu der Klasse von Leuten, die sich sehr klug dünken, ihre Weisheit überall austramen, und dadurch lästig, bisweilen sogar lächerlich werden. Das begegnete ihm in dem allgemeinen Anzeiger durch seine Empfehlung der spar-

tanischen Mahlzeiten. Hätte er, bevor er zur Feder griff, die Sache gehörig überlegt, so wäre ihm klar geworden, daß dergleichen Tischvereine unsern Zeiten und Sitten durchaus nicht angemessen sind, und allenhalben, wo man sie einführen wollte, mancherlei lustiges Ungemach anrichten müßten. Der ehrliche Aristodemus war also ein voreiliger Rathgeber, der zum Glück nur einigen Kleinstädterinnen die Köpfe verdrehte, ohne daß ein bedeutender Nachtheil daraus entstand. Unbesonnene Rathschläge stiften aber oft großes Unheil, wenn ihnen in wichtigern Angelegenheiten des Lebens blindlings gefolgt wird. Darum dränge man sich nicht zum Rathgeben in Dingen, die man nicht aus dem Grunde versteht. Wird man aber in einem Fache, das man vollkommen kennt, zu Rathe gezogen, so ertheile man ihn mit Redlichkeit und Vorsicht, damit man weder Schaden veranlasse, noch sich lächerlich mache. —

Lernt ein junger Leser nur so viel aus jener Erzählung, so war sie schon dadurch nicht nutzlos für ihn. Aber sie enthält der guten Lehren noch mehr.

Die hochgebietende Frau Bürgermeisterin, die das Rad der Begebenheiten drehte, war keine löbliche Hausfrau, weil ihr die Sorgen und Mühen der Wirthschaft ein Gräuel waren. Andere verständige Frauen erkennen das Hauswesen für den ihnen von der Natur angewiesenen Wirkungskreis, besorgen es freudig und thätig, und sichern damit dem Erwerb des Gatten einen sparsamen und nützlichen Gebrauch. Aber die Frau Bürgermeisterin hatte das Sprichwort: „Wer das Feuer genießen will, muß auch den Rauch vertragen können.“ Das Feuer des Gasthofes sollte ihre Speisen bereiten und sie vor dem Rauch der eigenen Küche bewahren. Daß ein bedeutender Aufwand, tägliche Störung der männlichen Berufsgeschäfte

und überhaupt ein heilloser Wirrwarr daraus entstehen müßten, bedachte sie nicht, sondern verleitete getrost auch andere Frauen, den unweisen Einfall des Herrn Aristodemus mit ihr ins Werk zu setzen. Wäre das tolle Unternehmen nicht sogleich wieder gescheitert, so hätten wahrscheinlich alle dazu verbundene Familien nach einiger Zeit gar keines Küchenfeuers mehr bedurft, sondern ihre zerrüteten Umstände hätten sie gezwungen, mit Salz und Brod fürlieb zu nehmen.

Auch als Erzieherin war Madame Schranz keinesweges zu loben. Ihr Grundsatz: daß die Jugend volle Freiheit haben müsse, über alles zu sprechen, über alles zu urtheilen, ist nicht zu empfehlen. Er bildet naseweise Klüglinge; ein unerträgliches und allgemein verhaßtes Geschlecht! — Bürger's Blümchen Wunderhold — die Bescheidenheit — ist der Jugend lieblichster Schmuck.

Die Gatten unserer kühnscheuen Frauen sind meistens chrsame Spießbürger, an denen weder viel zu loben noch zu tadeln ist. Nur der Stadtrichter Mohr verdient wegen seiner übertriebenen Hundeliebe ein Warnungstäflein vor die Brust zu bekommen. Der Hund ist in der Regel ein freches, überlästiges Thier. Seinem Herrn ist er zwar unterwürfig, treu und ergeben; aber mit andern Menschen lebt er, wenn er schlecht erzogen ward, beständig im Kriege. Auf Straßen und in Häusern wird man von heißen Kötern angefallen. Welches andere Hausthier wüthet so gegen den Menschen? „Er thut nichts;“ sagt bisweilen der leutselige Herr des bellend anstürzenden Ungethüms, verweist aber seinen Liebling mit keinem Worte zur Ruhe, wenn er auch Straßen lang seine Verfolgung fortsetzt. Kinder erschrecken oft so heftig darüber, daß sie erkranken. Wer seinen zänkischen Hund frei umherlaufen und Un-

bilden verüben läßt, ist ein Selbstling, ein Menschenfeind, den die Obrigkeit strafend anhalten sollte, seine Mitbürger höher als seinen Hund zu achten.

Mit Einem Worte: es gibt der Hunde zu viel! Lob und Dank daher jedem Staate, der sie — die wenigen unentbehrlichen ausgenommen — mit einer Steuer belegt und deren Ertrag den Armen zuwendet, die oft gern genießen möchten, was der eckle, an Leckerbissen gewöhnte Hund des Reichen verschmäht.

Es ist zu erwarten, daß gegenwärtige Antastung der geliebten Thierchen hier und da Mißfallen erregen wird. Immerhin! Wahrheit und Menschenliebe führten die Feder. —

Genug über jene komische Erzählung! Der mögliche Einwurf, daß nichts Ersprießliches daraus zu lernen sey, ward durch obige Fingerzeige fattsam widerlegt. Andere noch darin enthaltene sittliche Winke wird der denkende Leser von selbst bemerken.